

DIE ENTWICKLUNG DER SPORTSOZIALARBEIT IN FRANKREICH UND DEUTSCHLAND

Zwischen lokaler Integration und nationaler Identität

von Michel KOEBEL* und Silvester STAHL**

Derzeit ist sowohl in Frankreich als auch in Deutschland immer mehr von „Integration durch Sport“ die Rede. Deutsche Soziologen haben vor wenigen Jahren in Baden-Württemberg eine Untersuchung über lokale Sportpolitik durchgeführt (Eckl & Wetterich, 2007). Sie haben dabei festgestellt, dass die meisten Führungskräfte (seien es Verbandsfunktionäre oder Politiker) den Sport als Mittel für die Jugendarbeit benutzen wollen, und dass dies sogar der Hauptpunkt ihrer Sportpolitik sein sollte, es aber meistens bei der Absicht bleibt. Gleichwohl findet man heutzutage in sehr vielen deutschen Städten spezielle Sportprogramme für benachteiligte Personen – besonders Jugendliche – und Sport wird mehr und mehr im Justizwesen als Erziehungsmittel verwendet. In Frankreich kam es schon früher dazu, dass man Sport nicht mehr als Selbstzweck sieht, sondern nur als ein Mittel, um etwas anderes zu erreichen, also z.B. sozial benachteiligten Personen zu helfen. Der Weg dazu war in beiden Ländern unterschiedlich, und das Ziel dieses Artikels ist es, diese Wege nachzuzeichnen, zu analysieren, und miteinander zu vergleichen.

1. Von der Politik der „Integration durch Sport“ zu den „sozio-sportlichen Animatoren“ in Frankreich

Integrationspolitik in Frankreich

Der Begriff „Integration“ wurde in Frankreich seit Ende der 1970er Jahre in drei verschiedenen Kontexten benutzt. Zuerst wurde er im Zusammenhang mit Hilfsmaßnahmen für Immigranten verwendet, was eigentlich die Folge der ver-

* Maître de conférences en STAPS, Équipe de recherche „Sciences sociales du sport“ (EA 1342), Université de Strasbourg.

** Professor an der Fachhochschule für Sport und Management, Potsdam.

schiedenen vom Staat organisierten Einwanderungswellen war (eine Tatsache, die viele Franzosen inzwischen völlig verdrängt haben). Diese staatliche Hilfspolitik hat sich seit 1958 (Gründung des „Fonds d'action sociale“, der am Anfang nur für die muslimischen Gastarbeiter aus Algerien gedacht war ⁽¹⁾) regelmäßig geändert und folgte drei verschiedenen Ansätzen, die man mit drei Schlagworten zusammenfassen kann: „Assimilation“, „Insertion“ und „Integration“.

In der Zeit der Assimilationspolitik sollten Migranten sich vollständig an die Kultur des Aufnahmelandes anpassen und dessen Normen uneingeschränkt zustimmen; kulturelle Identitäten oder Besonderheiten der Herkunft durften nicht geäußert werden (oder sie mussten auf die Privatsphäre beschränkt bleiben). Bei der Assimilation galt der Erwerb der Staatsbürgerschaft als Endergebnis – man kehrt nicht mehr ins Heimatland zurück und wird uneingeschränkt Franzose. Während der später einsetzenden Politik der Insertion ⁽²⁾ sprach man eher von einem Eingliederungsprozess – ungefähr nach dem Muster dessen, was in Deutschland als „Multikulturalismus“ bezeichnet wird: der Zuwanderer – oder eine Gruppe von Zuwanderern –, obwohl er als integraler Bestandteil der empfangenden Gesellschaft anerkannt wird, behält seine ursprüngliche Identität; seine kulturellen Besonderheiten werden anerkannt und nicht als Hindernis für die Integration gesehen, solange er – oder seine Gemeinschaft – die Regeln und Werte der Aufnahmegesellschaft respektiert. Es gibt aber keinen richtigen Grund zur Durchmischung – jeder bleibt für sich. Das entspricht dem angelsächsischen Modell, wonach sich die Gesellschaft aus verschiedenen Gemeinschaften zusammensetzt. Ein weiterer Schritt wurde in Frankreich Anfang der 1980er Jahre mit der Integrationspolitik gemacht, bei der man von einer Austauschdynamik sprechen kann: Zuwanderer behalten diesem Modell zufolge einen Teil ihrer Identität, aber diese verändert sich durch den Kontakt mit der Aufnahmegesellschaft; die Gesellschaft verändert sich aber auch dadurch. Dieses Modell entspricht der Definition des französischen Soziologen Emile Durkheim, wonach die Gesellschaft als System betrachtet wird und jedes neue Element, das hinzukommt, das ganze System entsprechend verändert. Durkheim – und davor schon Talcott Parsons – stellte dazu fest, Integration sei eine der Funktionen des Sozialsystems, eine Funktion die es ermöglicht, alle Bestandteile der Gesellschaft miteinander zu koordinieren: Eine Gesellschaft wäre integriert, wenn sie ein hohes Maß an sozialem Zusammenhalt hat (Durkheim, 1967 [1893]). Mit der

1 Diese 1958 erstandene Verwaltung hat sich mit der Zeit regelmäßig geändert. Seit 1990 wurden ihre Zielsetzungen ausgeweitet (auf den Kampf gegen alle Formen von Diskriminierung durch das Programm FASILD und die Förderung der Integration). Seit 2006 wurde es mit der Agentur für sozialen Zusammenhalt und Chancengleichheit ACSé erweitert, die 2010 wiederum mit der staatlichen Jugend- und Sportverwaltung zu regionalen Verwaltungen für Jugend, Sport und sozialen Zusammenhalt fusioniert wurde. Sukzessiv wurden Migranten also nicht mehr als direktes Ziel einer spezifischen Integrationspolitik ausgewiesen.

2 Der Begriff „Insertion“ wird in diesem Beitrag als Lehnwort im Sinne des französischen „insertion“ verwendet, obwohl es im Deutschen eigentlich nicht gebräuchlich ist.

Integration verlieren die Eingewanderten ihre eigene Identität (ihr Gedächtnis, ihre Gewohnheiten, ihre Traditionen, ihre Sprache) nicht, aber sie werden durch ihren Kontakte mit den Komponenten des Systems verändert – durch andere Einzelpersonen, durch Bildung, durch verschiedene Strukturen wie zum Beispiel Sportvereine, die sich selbst ebenfalls an sie anpassen (Gasparini, 2005). Die Integrationspolitik wurde besonders stark betont, als die Sozialisten 1981 an die Macht kamen (Präsident, Regierung, Nationalversammlung).

Diese hier umrissene Entwicklung betraf aber nur die Ebene politischer Ziele (und entsprach der sozialen Realität nur teilweise). Alle drei Modelle sind noch heute in manchen Parteienprogrammen zu erkennen.

Die zwei letzteren Begriffe – „Insertion“ und „Integration“ – wurden aber auch für zwei andere Bevölkerungsgruppen bzw. Politikbereiche verwendet: die Behinderten und die sozial benachteiligte Bevölkerung (besonders in den sozialen Brennpunkte, die oft zurückhaltend nur „quartiers“, also „Stadtviertel“ genannt werden, oder auch „quartiers sensibles“, also „sensible Stadtviertel“, wobei sensibel in zweierlei Weise interpretiert werden kann: einerseits aus Sicht der Politiker als Problemschwerpunkte; andererseits von Soziologen oder Sozialpädagogen als „empfindliche“ Stadtviertel, weil diese Stadtviertel die Probleme der Gesellschaft konzentrieren und sie stärker zu spüren bekommen als andere Bevölkerungssegmente). Im Grunde genommen wurden diese zwei Begriffe immer in Verbindung mit sozialer Unterstützung verwendet, sei es für Migranten, Behinderte, sozial Benachteiligte oder die Einwohner sozial benachteiligter Stadtviertel. Beide Begriffe wurden aber auch oft miteinander verwechselt oder vermengt, ohne dass man wirklich gewusst hätte, worum es eigentlich ging. Leider hat man nicht selten auch die von diesen Hilfsprogrammen anvisierten Bevölkerungsgruppen durcheinandergebracht: man warf ungehemmt Migranten und Benachteiligte, Migranten und Franzosen mit Migrationshintergrund, aber leider auch Migranten und Gewalttäter oder sogar Terroristen durcheinander... (3).

3 Es gibt durchaus einen gewissen Zusammenhang zwischen Zuwanderung und sozialen Probleme, insbesondere wenn das Herkunftsland in der ökonomischen und symbolischen Hierarchie der Länder unter dem Aufnahmeland steht, wenn die Muttersprache des Migranten sich stark von der Sprache des Zuzugslands unterscheidet, und wenn die wirtschaftliche Situation des Zuwanderungslands ungünstig ist (und das ist in Frankreich ja seit Ende der 1970er Jahre der Fall). Mit seiner Wanderung verliert der Migrant in den meisten Fällen (zunächst) an sozialem Status. Die weitaus meisten Zuwanderer hatten auch in ihrem Herkunftsland niedrige gesellschaftliche Positionen, sodass man leicht verstehen kann, dass sie dann in Frankreich keine guten Lebensbedingungen hatten. Nimmt man noch den täglichen Rassismus hinzu, so kann man verstehen, warum Ausländer zweimal mehr als andere von Arbeitslosigkeit betroffen sind. Auch der Anteil von Ausländern und Migranten, die in sozialen Schwierigkeiten sind, ist besonders hoch; der große Hauptteil befindet sich in den niedrigsten Sozialschichten. Die Migranten leiden auch unter staatlicher Diskriminierung: Eine 2007 von der „Open Society Justice Initiative“ initiierte und vom CNRS durchgeführte Studie zeigte, dass Polizeikontrollen in Paris sehr stark mit dem Aussehen verbunden sind (besonders mit der Hautfarbe). So wurde festgestellt dass „Schwarze“ (als Afrikaner eingeschätzte Personen), je nach Ort 3,5 bis 11,0 mal häufiger als „Weiße“ von

Der Begriff „Integration“ bezog sich auf Ausländer und Migranten, weil diese Bevölkerungsgruppen mehr Schwierigkeiten als andere hatten, sich in die Gesellschaft zu integrieren. Aber im Grunde genommen muss sich ja jeder integrieren. Manche Kinder haben von Geburt an besondere (materielle und kulturelle) Bedingungen und erhalten eine entsprechende Erziehung, sodass dieser Prozess für sie „natürlich“ ist, und es keinen Grund gibt, über Integration zu sprechen. Doch die Natur hat damit freilich nichts zu tun: Je höher das Herkunftsmilieu ist, umso leichter ist es, sich in die Gesellschaft zu integrieren, weil ja die Normen der höheren Milieus eher den allgemeinen gesellschaftlichen Normen entsprechen bzw. eher zu solchen werden. Deswegen hat man sehr früh von Integration für die Einwohner der „sozialen Brennpunkte“, der sogenannten „schwachen“ oder „gefährdeten“ Stadtviertel gesprochen, weil diese besonders arm, am wenigsten gebildet und häufiger arbeitslos waren als andere.

Spezifische staatliche Programme werden seit 34 Jahren in diesen „gefährdeten städtischen Zonen“ („zones urbaines sensibles“, auch abgekürzt nur „ZUS“ genannt) entwickelt: „Wohnen und soziales Leben“ („Habitat et vie sociale“), Ende der 1970er Jahre, und dann, von den Sozialisten nach 1981 eingeführt, „Soziale Entwicklungsgebiete“ („Développement social des quartiers“), und später dann „Stadtpolitik“ („Politique de la ville“)... Außerdem wurden ab 1984 in verschiedenen Städten Präventionsräte gegen Kriminalität („Conseils de prévention de la délinquance“) installiert. Diese zentralstaatlich initiierte Politik wurde immer in enger Kooperation mit den betroffenen Kommunen entwickelt. All diese Initiativen lieferten ein günstiges Umfeld dafür, dass Sport – und viele anderen Aktivitäten – schon früh als Präventionsinstrument erkannt und eingesetzt wurden.

Sport und Sozialarbeiter: eine unmögliche Beziehung?

Da wo die sozialen Probleme sich konzentriert haben (in den Städten und dort in einzelnen Stadtvierteln) waren auch die meisten Sozialarbeiter tätig, und zwar seit den 1960er und 1970er Jahren. In Frankreich gab es, neben Schullehrern und „sozialen Assistentinnen“ („assistantes sociales“) im Bereich der Familienhilfe zwei weitere Sorten von Sozialarbeitern: Einerseits gab es die sogenannten „soziokulturellen Animateure“⁴ („animateurs socioculturels“), die sich eher um Kinder- oder Jugendgruppen kümmerten, in der Regel nach dem Konzept der „umfassenden Animation“ („animation globale“); andererseits gab es „spezialisierte Erzieher“ („éducateurs spécialisés“) – manchmal auch „Präventionserzieher“ („éducateurs de prévention“) genannt – die sich eher um einzelne Personen und

der Polizei kontrolliert werden (durchschnittlich 6,0 mal) und „Araber“ (als Maghrebener eingeschätzte Personen) 1,8 bis 14,8 mal mehr (durchschnittlich 7,8 Mal) (Open Society Justice Initiative, 2009).

4 Auch die Bezeichnungen „Animateur“ und „Animation“ werden hier synonym mit ihrer Bedeutung im Französischen verwendet, da keine treffenden Übersetzungen mit einem deutschen Begriff möglich sind. Sie zielen also in keiner Weise auf Animateure im Tourismus ab.

ihre Probleme kümmerten, obwohl dieses Ziel genauso durch Gruppenarbeit hätte verwirklicht werden können. Der spezialisierte Erzieher hatte damals schon eine besser definierte und stärker anerkannte Bildung. Ein Teil der Animatoren hatte auch einen Hochschulabschluss, aber man fand in diesem Arbeitsgebiet sehr verschiedene Ausbildungswege und -niveaus. Diese zwei verschiedenen Berufe kamen selten in denselben Jugendzentren vor, aber beide nutzten verschiedene Aktivitäten als Mittel zur Erfüllung ihrer pädagogischen Ziele. Sport wurde jedoch fast nie als Medium gewählt. Man kann sogar behaupten, Sport war überhaupt nicht kompatibel mit der Ideologie, die diesen Berufsbereich dominierte, und zwar die sogenannte „Volksbildung“ („éducation populaire“), die politisch stark links geprägt war – und noch heute ist. Das traditionelle Sportwesen war dagegen politisch klar rechts gerichtet, obwohl die Devise vorgegeben wurde, Sport hätte nichts mit Politik zu tun. Die meisten Werte, die im Sport hervorgehoben werden, stehen mehr oder weniger in Zusammenhang mit den Werten der kapitalistischen Gesellschaft, die in Frankreich in diesen Jahren ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die erste marxistische Analyse, die das festgestellt hat, ist schon Mitte der 1970er Jahre veröffentlicht worden (Brohm, 1976). Die Kritik des Sports war in diesem Milieu in den 1970er Jahren besonders stark ausgeprägt, und 30 Jahre später gibt es noch Volksbildungsinitiativen („mouvements d'éducation populaire“), die sich dagegen wehren, irgendeine Verbindung zum Sport einzugehen (5).

Es gibt zwar Ausnahmen (wie die Jugend- und Kulturhäuserbewegung, die seit ihrer Entstehung nach dem zweiten Weltkrieg immer den Sport gefördert hat; oder auch die „Léo Lagrange“-Vereine nach 1950). Aber fast alle Sozialarbeiter, die in den 1960er und 1970er Jahren im Bereich Prävention und Animation tätig waren, konnten ideologisch nichts mit der Welt des Sportes anfangen (und waren selber, aus demselben Grund, meist keine Sportler, oder betätigten sich in speziellen Sportorganisationen, die eigene Wettbewerbe organisierten und eine ähnliche politische Ausrichtung hatten, wie zum Beispiel die *Fédération Sportive et Gymnique du Travail*).

Wie ist es dann möglich geworden, dass nur 25 Jahre später, im selben institutionellen Rahmen, regelmäßig Sport von Sozialarbeitern als Mittel der

5 Eine Umfrage per E-Mail im Dezember 2001 mit etwa der Hälfte der 430 eingetragenen Vereine, und eine telefonische Befragung einer Stichprobe dieser Vereiner, haben ergeben, dass das Misstrauen gegenüber dem Sport in vielen Einrichtungen noch sehr stark war (Koebel, 2002). 1999 und 2000 hatte das Ministerium für Jugend und Sport eine Debatte um das Thema „Volksbildung“ angestoßen; es ist bemerkenswert, dass die Akteure des Bereichs Volksbildung seinerzeit den Vorschlag gemacht haben, Sport müsse in der Zuständigkeit der Volksbildungsbewegung liegen. Andere Vorschläge waren: „Eine Volksbildungspädagogik im Sport und Demokratie in den Sportvereine einrichten [...] Die Inhalte der Sportausbildungen und die Sportdiplome ändern, um Psychopädagogik, aktive Methoden und Sportpolitik einzubeziehen. Diskussionen organisieren, über die Beziehung zwischen Sport, Freizeit und körperlicher Aktivitäten in unserer Gesellschaft“ (Lepage, 2001, S. 80; Übersetzung der Autoren).

Jugendarbeit eingesetzt wird? Eine große Befragung im soziokulturellen Bereich hat nämlich gezeigt, dass Anfang der 2000er Jahre Sport von mehr als 45 Prozent der soziokulturellen Einrichtungen als eine der vier Hauptaktivitäten angegeben wird (und in zwölf Prozent der Einrichtungen sogar als Hauptaktivität). Diese Umfrage – die letzte, die über die Arbeitsfelder in Berufen des soziokulturellen Sektors gemacht wurde (Ithaque, 2000) – ergab erstmals Details über die Tätigkeit von Sportpädagogen in diesem Berufsfeld: Sie stellen sieben Prozent der hauptberuflichen Angestellten; wenn man nur die Sozialarbeiter betrachtet, die durch das staatliche Statistikamt (Institut national de la statistique et des études économiques – INSEE) als „soziokulturelle Animateure“ (und ähnliche) kategorisiert werden, kommt man auf zehn Prozent der Mitarbeiter. Man kann die Zahl der Arbeitsplätze, die im Sektor der soziokulturellen Animation direkt mit Sport und körperlicher Aktivität verbunden sind, für Frankreich also auf etwa 10.000 schätzen. Diesem Wert muss noch eine erhebliche Anzahl von Teilzeitkräften hinzugerechnet werden.

Bedeutet das, dass eine kleine ideologische Revolution in diesem Bereich aufgetreten ist? Um diese Frage zu beantworten muss man mindestens zwei Kontexte erwähnen. Zuerst geriet Frankreich, wie schon erwähnt, in eine lang anhaltende Wirtschaftskrise: Der Anteil der Arbeitslosen wurde immer höher: fünf Prozent Ende der 1970er Jahre; fast neun Prozent Ende der 1980er Jahre; zehn Prozent Ende der 1990er Jahre (INSEE). Die Einwohner der ärmsten Stadtviertel waren davon besonders stark betroffen. Und die meisten Sozialarbeiter waren gerade in diesen Stadtvierteln tätig, denn dieser Bevölkerungsteil – insbesondere die Jugendlichen – war eine ihren wichtigsten Zielgruppen. Diese sind immer schwerer zu gewinnen und zu motivieren. Die traditionellen Tätigkeiten, die in den soziokulturellen Zentren angeboten wurden (Malen, Basteln, Tischlerarbeit, allerlei Gesellschaftsspiele usw.), wurden von den Jugendlichen mehr und mehr als altmodisch angesehen. Die Sozialeinrichtungen hatten Mangel an Mitgliedern und konnten ihre Aufgabe (für die sie besondere Zuschüsse bekamen) insbesondere gegenüber den Jugendlichen nicht mehr erfüllen. Sie mussten irgendwie Alternativen finden und neue Aktivitäten entwickeln, um überhaupt mit den Personen, denen sie zu helfen hatten und für die sie eigentlich bezahlt wurden, arbeiten zu können.

Unterdessen wurde der Sport in Frankreich immer populärer – sowohl der Zuschauersport als auch der aktiv ausgeübte Sport. Der Einzug des Fernsehens in die meisten Haushalte hat dies stark gefördert, denn der Sport wurde immer stärker mediatisiert. Immer mehr Leute – besonders Kinder und Jugendliche – schrieben sich in Sportvereine ein: Von 1960 bis 1980 hat sich die Zahl der Sportlizenzen in Frankreich verdreifacht, von drei auf neuneinhalb Millionen Lizenzen (Duret, 2004, S. 32). Sport wurde auch immer vielfältiger: die Art und Weise, wie man einen bestimmten Sport treibt, hat sich verändert; viele Jugendliche organisieren sich selbst, ohne Sporttrainer, und erfinden neue Aktivitäten; mehr und mehr Leuten treiben Sport zuhause vor dem Fernsehen (dafür werden spe-

zielle TV-Formate gesendet); und, später dann, vermehrten sich private Trainingshallen, Fitnessstudios usw. Die Anzahl der im Fernsehen übertragenen Wettbewerbe ist stark gestiegen und es werden dabei „Sportstars“ geschaffen und popularisiert (besonders in der populärsten Sportart Fußball, aber auch im Basketball). Diese Sportstars wurden als Idole gesehen, denen viele junge Menschen nacheifern, und dies besonders in sozialen Brennpunkten, denn einige dieser bekannten Fußballer kommen aus sozial schwachen Lebenssituationen und Wohnorten und sind durch ihre Sportkarriere reich und populär geworden (Gasparini, 2010; Beaud, 2011). Im gleichen Zeitraum haben sich neue subkulturelle Praktiken in diesen Stadtvierteln entwickelt, wie der Hip-Hop, der in Frankreich seit den 1980er Jahren Fuß gefasst hat.

In diesem doppelten Kontext, in Zusammenhang einerseits mit dem indirekten Druck der Jugendlichen, die offenbar mehr Interesse an sportlichen Aktivitäten als an traditionellen Angeboten hatten, und andererseits mit dem Druck der Arbeitgeber, die finanziell immer stärker von den lokalen Autoritäten abhängig waren, kam es immer häufiger vor, dass Sozialarbeiter beschlossen, ihre Ansätze zu diversifizieren und Sport als Mittel ihrer Arbeit einzusetzen – als Mittel zur Integration, zur Lösung spezieller Probleme, und vor allem als Weg, wieder Kontakt mit den Jugendlichen aufzunehmen, diese in die Einrichtungen zu locken und ihr Vertrauen wieder zu gewinnen.

Integration als Wert war für die Animateure wie ein „Pass“, der es ihnen ermöglicht hat, die ideologische Grenze zu überschreiten und doch Sport zu organisieren. Derart instrumentell transformiert, hat sich der Sport für Sozialarbeiter als eine gute Gelegenheit angeboten, um sowohl den Jugendlichen, als auch ihren Arbeitgebern und der Politik gegenüber neue Anerkennung zu gewinnen.

Es gab zwar nur wenige Animateure, die Kompetenzen in der Anleitung von Sport hatten, aber es gab welche. Also wurde der Sport zuerst „von innen“ entwickelt, durch Animateure – oder auch Präventionserzieher – die für damalige Verhältnisse ein ungewöhnliches Qualifikationsprofil hatten. In den 1980 Jahren waren zum Beispiel im Elsass zwei Präventionserzieher mithilfe von Sportaktivitäten tätig: Der eine war Kletterer und hat mit gewalttätigen Jugendlichen Werkeinsätze organisiert, um neue Routen zum Wandklettern zu installieren (zu putzen, auszurüsten...); der andere war Spitzensportler in Stockkampf („Canne et bâton“) und nutzte seine Kompetenz um Sekundärprävention⁶ bei Jugendlichen zu betreiben. Spitzensportler sind bei vielen Jugendlichen besonders beliebt und werden in hohem Maße respektiert. Auch Sportstudenten wurden aufgrund ihrer Fähigkeiten im Sportbereich manchmal von soziokulturellen Einrichtungen eingesetzt, außerdem auch (ältere) Jugendliche aus demselben Stadtviertel.

6 Die Sekundärprävention beschäftigt sich mit Personen, die an schweren Problemen leiden (Drogensucht, Gewalttäter, Kinder mit schweren Familienproblemen usw.), während die Primärprävention sich an alle wendet, mit dem Ziel, Drogenkonsum, Kriminalität, usw. zu vermeiden.

Entstehung und Entwicklung der „sozio-sportlichen Animateure“⁽⁷⁾

Im Jahre 1984 wurde in Frankreich ein folgenreiches neues Sportgesetz erlassen (Loi n° 84-610 du 16 juillet 1984 relative à l'organisation et à la promotion des activités physiques et sportives): Niemand durfte mehr – als Erzieher, Übungsleiter oder Animateur – Sport einsetzen und damit Geld verdienen, ohne ein staatliches Diplom dafür zu haben. Für die Sportverbände war dies ein regelrechter Schock, obwohl die meisten Übungsleiter ehrenamtlich tätig waren (zumindest offiziell, denn die meisten bekamen doch gewisse Geldbeiträge). Im Gegensatz zum Sport war der soziokulturelle Bereich schon stärker professionalisiert. So mussten die Leiter soziokultureller Einrichtungen, wenn sie nicht auf betriebsinterne Trainerkompetenzen zurückgreifen konnten, diplomierte Übungsleiter engagieren. Diese Übungsleiter waren meistens auch Sportler und deshalb völlig von der Ideologie der Sportverbände geprägt. So kam es regelmäßig vor, dass die Art, wie sie Sport organisierten, gar nicht den soziokulturellen Zielen ihrer Arbeitgeber entsprach. Solche Missverständnisse waren nicht selten, denn diese Übungsleiter wurden auch ohne genaue Kriterien angestellt. In Ermangelung spezifischer Ausbildungen folgten die betreffenden Einrichtungen ihren eigenen Vorstellungen. Damals gab es schon sehr unterschiedliche Ansichten über die im Bereich der sozialpädagogischen Animation erforderlichen Kompetenzen. Manche waren fest überzeugt, man müsse Animateure einstellen, die Ähnlichkeiten haben mit den Jugendlichen, die sie betreuen müssen (zum Beispiel dieselbe kulturelle Herkunft oder ein ähnlicher Hintergrund als Einwohner desselben Stadtviertels usw.); um sportliche Aktivitäten zu leiten, müsse der Mitarbeiter selber ein Sportler sein und zwar möglichst ein berühmter Sportler, ein kleiner lokaler Sportheld, damit er eine „natürliche“ Autorität auf die Jugendlichen hat. Diese Angestellten hatten oft gar keine Ausbildung, und ihre „natürliche Autorität“ war meistens enttäuschend (Bouhaouala & Monin, 2005). Andere Arbeitgeber waren stark legalistisch eingestellt und wollten unbedingt, dass ihre Mitarbeiter das entsprechende Sportdiplom haben; aber das einzige Diplom war damals das des Sporterziehers (mit Spezialisierungen), sodass alle Diplominhaber Sportler im traditionellen Sinne waren, das heißt im Bereich des Leistungssports, genau mit der Ideologie also, die nicht in den Bereich Animation passte... Erst Ende der 1990er und Anfang der 2000er Jahren wurden langsam neue Ausbildungen aufgebaut, teils im Rahmen des traditionellen Sports (durch das Ministerium für Jugend und Sport), teils im Rahmen der Universitätsausbildung⁽⁸⁾. Dieses

7 Auf Französisch: „animateurs socio-sportifs“ oder „éducateurs socio-sportifs“.

8 Seit mehreren Jahrzehnten gibt es eine ständige Konkurrenz zwischen den zwei erwähnten Ministerien und ihren Ausbildungsstrukturen im Sportwesen. Dem Ministerium für Jugend und Sport wurde von 2010 bis 2012 das Aufgabenfeld der „sozialen Kohäsion“ hinzugefügt. Dies war schon ein Hinweis darauf, wofür die Regierung den Sport von nun an nutzen wollte. Die Ausbildungen im Bereich „Socio-sport“ sind eine Spezialisierung im Bereich „Sport für alle“ (die Qualifikationsstufe entspricht einem Abiturabschluss). Auch an Hochschulen wurden

Interventionsfeld hat sich progressiv professionalisiert. Qualifikationsanforderungen wurden von den Ausbildungsleitern definiert und von den Sozialpartnern anerkannt.

Inzwischen haben manche Städte ihre eigene Jugendpolitik entwickelt, eigene Animatoure engagiert und diese in die sozialen Brennpunkte geschickt. Sport wurde auch hier immer mehr als Mittel zur Hilfe für benachteiligte Jugendliche genutzt. Genauso hat sich der Sport auch im Justizfeld entwickelt, sowohl in den Gefängnissen als auch in speziellen, dem Jugendstrafrecht untergeordneten Jugendstrafanstalten, in denen sowohl gefährliche als auch gefährdete Jugendliche untergebracht sind.

Letztendlich hat auch die traditionelle Sportbewegung diese Themen aufgegriffen, teilweise wegen Gewaltproblemen, die manchen Sportvereine während Sportveranstaltungen – besonders im Fußball – begegnet sind, teilweise auch, weil der Staat, durch das Ministerium für Jugend und Sport, dieses Thema entwickelt und Zuschüsse für solche Programme zur Verfügung gestellt hatte ⁽⁹⁾. Die Führungskräfte der traditionellen Sportbewegung waren zudem seit langem mit dem Phänomen ethnischer Sportvereine beschäftigt. Solche Vereine wurden viel kritisiert, denn sie waren darauf aus, eher Kommunitarismus als Integration zu erzeugen.

Man beschäftigt sich also in Frankreich schon seit 30 Jahren mit Fragen der „Integration durch Sport“, aber diese Beschäftigung ging nicht zuerst von der Regierung aus und auch nicht von der Sportbewegung. Immer mehr sportliche Animatoure wurden angestellt; unterschiedliche Berufsbezeichnungen sind entstanden, nur einer hat sich durchgesetzt: der „soziosportliche Animateur“ („animateur sociosportif“).

Dieser Beruf ist jedoch auch heute noch nicht richtig etabliert. Es gibt noch keine wirkliche staatliche Anerkennung dieses Faches, wenngleich es in manchen öffentlichen Klassifizierungen vorkommt: Die zunehmende Zahl der Arbeitsplätze unter dieser Bezeichnung hat dabei eine wichtige Rolle gespielt – vielleicht auch die Notwendigkeit, die Stellenangebote in diesem Bereich zu klassifizieren ⁽¹⁰⁾. Wir befinden uns hier zwischen zwei verschiedenen Bereichen: einerseits dem Sport, andererseits dem soziokulturellen Bereich – wie in einer Zwischenzone. Allerdings gibt es in den französischen Klassifizierungen drei Pole in dieser Zwischenzone: Freizeit und Erholung, Sozialisation und persönliche Entwicklung,

Ausbildungen entwickelt, mit Bezeichnungen wie „Mediation durch Sport“ und „soziale Entwicklung“ (die Qualifikationsstufe entspricht einem dreijährigen Studium nach dem Abitur).

9 Das Ministerium für Jugend und Sport hat in den frühen 2000er Jahren ein Programm entwickelt, das hieß (und heißt noch): „Soziale und erzieherische Funktionen des Sportes“. Dafür stand Geld zur Verfügung, und viele Sportvereine und Sportverbände sind plötzlich „integrationsfähig“ geworden... Sie behaupteten nun, sie hätten schon immer Integrationsarbeit geleistet. Inzwischen sind die Gewaltprobleme auf den Fußballplätzen von den Medien immer mehr hervorgehoben worden, sodass die Regierung aufgefordert war, zu reagieren.

10 Dieser Begriff wird im Justizbereich weniger benutzt.

und zuletzt „Animation“ (Gruppenarbeit) und Ausbildung. Der wichtigste Punkt ist aber immer, dass der Sport hier nicht als Selbstzweck sondern nur als Mittel, als Instrument für besondere Ziele dient: Entwicklung, Sozialisierung, Zusammenleben, Integration...

2. Sportsozialarbeit in Deutschland: ein unübersichtliches Feld

Sport und Sozialarbeit: Eine beidseitige Annäherung

Für Deutschland ist eine ähnliche Entwicklung wie in Frankreich zu konstatieren. Auch hier ist der Sport in den letzten Jahrzehnten zu einem weithin anerkannten Instrument der Jugend-, Sozial- und Stadtteilarbeit geworden, das inzwischen in beträchtlichem Umfang zum Einsatz kommt, obwohl gesellschaftliche Ziele im Sport zuvor keine große Relevanz hatten. Heute stellt die Sportsozialarbeit ein weites, kaum überschaubares und schwer einzugrenzendes Feld dar, in dem eine Vielzahl von Projekten, Programmen und Initiativen mit sehr unterschiedlichen Zielen, Zielgruppen und Konzepten agiert.

Sport und sportähnliche Aktivitäten werden entweder nur als Mittel zum Zielgruppenzugang und zur Mobilisierung oder aber mit spezifischen (sozial-)pädagogischen Ambitionen eingesetzt, um gesellschaftlich anerkannte gemeinnützige Ziele zu erreichen, die mit Stichworten wie Prävention, Integration, Aktivierung oder Empowerment gekennzeichnet werden können. Zu den Zielgruppen gehören unter anderem Migranten, deviante bzw. devianzgefährdete Jugendliche, Mädchen und Frauen, Obdachlose, Strafgefangene und Drogenabhängige⁽¹¹⁾. Neben etablierten (Wettkampf-)Sportarten wie Fußball, Basketball oder verschiedenen Kampfsportarten und sportnahen Bewegungsformen wie Klettern, Slacklining oder Selbstverteidigung (bei denen die Kategorisierung als Sport nicht zwingend ist), werden dabei auch andere Körpertechniken genutzt, unter anderem aus den Bereichen Akrobatik, Artistik, Bewegungstheater und Tanz oder aus dem umfangreichen Methodenkatalog der Erlebnispädagogik (Heckmair & Michl, 2004; Rebel, 2004)⁽¹²⁾. Die Trägerorganisationen solcher Maßnahmen sind ebenfalls sehr divers. Zu ihnen gehören staatliche Stellen, wie die kommunalen Jugendhilfeeinrichtungen, Strafanstalten, Hochschulen oder Polizeibehörden, staatsnahe Organisationen, wie die Wohlfahrtsverbände, kirchliche Einrichtungen oder die Sportverbände, sowie zivilgesellschaftliche Akteure, wie Sportvereine, Antirassismus-Kampagnen oder Stadtteilinitiativen. Nicht selten kooperieren auch

11 Gesundheits- und Behindertensport haben in Deutschland einen im internationalen Vergleich relativ hohen Stellenwert, werden in diesem Beitrag aber (genauso wie die Sozialarbeit mit Fußballfans) nicht zur Sportsozialarbeit gezählt.

12 Die (sozial-)pädagogischen bzw. didaktischen Strategien und Konzepte, die dabei umgesetzt werden, werden hier nicht diskutiert, da der Beitrag einen soziologischen Ansatz verfolgt. Sie sind aber auch kaum nachzuvollziehen, da insgesamt wenig darüber bekannt ist, welche Ansätze wie oft (geschweige denn wie erfolgreich) zur Anwendung kommen.

unterschiedliche Träger im Rahmen von informellen oder formalisierten Netzwerkstrukturen miteinander.

Neben Projekten und Programmen, die einen dezidiert sozialarbeiterischen Ansatz verfolgen, gibt es auch Sportangebote, bei denen die Einordnung als Sozialarbeit nicht eindeutig ist. Denn vor allem Sportvereine, die im Jugendbereich tätig sind, nehmen vielfach explizit für sich in Anspruch, mit einem pädagogisch versierten Trainings- und Wettkampfbetrieb, mit den sozialisierenden Faktoren ihrer Vereinsgemeinschaft oder mit außersportlichen Vereinsaktivitäten im Bildungssektor, gemeinnützige Ziele zu verfolgen. Eine genaue Abgrenzung ist deshalb nicht möglich. Man muss vielmehr von fließenden Übergängen zwischen der Sportsozialarbeit und dem allgemeinen Breitensport ausgehen. Diese Offenheit ist durchaus beabsichtigt, da Sportvereine und Sportverbände meist (auch) darauf abzielen, durch soziales Engagement neue Personen als reguläre Vereinsmitglieder für sich zu rekrutieren. Angesichts des breiten und unübersichtlichen Spektrums von Zielen, Zielgruppen und Trägerorganisationen sowie der genannten Abgrenzungsschwierigkeiten ist es auch nicht verwunderlich, dass es im Deutschen keinen prägnanten Fachbegriff wie das französische ‚socio-sport‘ gibt.

Das Themenfeld wird zwar von unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen in den Blick genommen (Sozialarbeitswissenschaft, Sportsoziologie, Migrationsforschung), ist aber trotzdem nicht gut erforscht. Gemessen am Umfang der Fachliteratur zu anderen Sportformen wie Leistungssport, Vereinssport und Trendsport liegen zur Sportsozialarbeit nur vergleichsweise wenige wissenschaftliche Publikationen vor. Dennoch ist es möglich, das Aufkommen der Sportsozialarbeit in Deutschland als einen Doppelprozess zu beschreiben. Die bis in die 1960er Jahre weitestgehend disparaten gesellschaftlichen Handlungsfelder Sport und Sozialarbeit sind in den zurückliegenden Jahrzehnten durch eine beidseitige Annäherung miteinander in Verbindung gekommen. Auf der einen Seite haben die Sportverbände und die in ihnen zusammengeschlossenen Sportvereine zunehmend außersportliche Aktivitäten mit gemeinnützigen Zielen entwickelt und zu diesem Zweck spezialisierte Organisationsstrukturen aufgebaut. Auf der anderen Seite hat sich die Sozialarbeit für den Sport geöffnet und ihn immer stärker als Methode akzeptiert. Beiden Entwicklungen, die in den folgenden Textabschnitten genauer beschrieben werden, ist gemeinsam, dass – wiederum ähnlich wie in Frankreich – die Projekte zur Integration von Zuwanderern ein maßgeblicher Impulsgeber gewesen sind.

Soziale Offensive des Sports

Der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) als unabhängige Dachorganisation des deutschen Sports mit 27 Millionen Mitgliedschaften ⁽¹³⁾ in über 90.000 Sportvereinen ist 2006 durch die Fusion des Nationalen Olympischen Komitees

13 Personen, die in mehreren Vereinen als Mitglied eingeschrieben sind, gehen auch mehrfach in die Statistik ein.

für Deutschland mit dem Breitensportverband Deutscher Sportbund (DSB) entstanden. Nachdem es schon in den 1960 Jahren erste Vorläufer-Projekte gegeben hatte, hat der damalige DSB im Jahr 1972 mit einer Grundsatzerklärung unter dem auch in anderen Ländern gebräuchlichen Motto ‚Sport für alle‘ den Startschuss für die von ihm selbst so bezeichnete Soziale Offensive des Sports gegeben. Deren Ziel war (und ist) es, in den Sportvereinen unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppen durch zielgruppenspezifische Angebote für den Sport zu gewinnen, um dadurch der – in der betreffenden Erklärung explizit proklamierten – eigenen Verantwortung für soziale Randgruppen gerecht zu werden. Der Schwerpunkt lag dabei schon in den 1970er Jahren auf drei sich überschneidenden Zielgruppen, nämlich erstens sozial benachteiligten Jugendlichen, zweitens Migranten bzw. Personen mit Migrationshintergrund und drittens Strafgefangenen. Außerdem gab es wie in Frankreich auch in Deutschland von Anfang an eine starke Sozialraumorientierung, da Sportsozialarbeit gezielt in den sogenannten ‚sozialen Brennpunkten‘ organisiert wird, auch wenn sozialräumliche Segregationstendenzen in der Bundesrepublik insgesamt weniger stark ausgeprägt sind als in Frankreich.

Treibende Kraft der Sozialen Offensive des Sports war von Anfang an die Deutsche Sportjugend (dsj) als partiell autonome Jugendorganisation des DSB/DOSB (deren Zuständigkeitsbereich seitdem aber über den Jugendsport hinausgeht). Sie und die in ihr organisierten Sportjugendverbände auf Ebene der Bundesländer sind bis heute die wichtigsten Träger von Maßnahmen der Sozialarbeit im Sport in Deutschland (Nippe, 2000). Diese werden typischerweise als offene und kostenlose Angebote im organisatorischen Rahmen von spezialisierten Strukturen durchgeführt, nämlich (zeitlich begrenzten) Projekten oder (langfristig angelegten) Programmen. Sie beruhen also nicht auf dem für den *DOSB* und seine Mitgliedsvereine eigentlich strukturgebenden Prinzip der formalen Mitgliedschaft. Während normalerweise eine rechtswirksame Bindung der registrierten Vereinsmitglieder an ihren Sportverein besteht, die mit dem Stimmrecht in den demokratischen Entscheidungsstrukturen des Vereins und mit finanzieller Beitragspflicht verbunden ist, sind die Maßnahmen im Rahmen der Sozialen Offensive des Sports in der Regel niedrigschwellig und unverbindlich gestaltet. Sie werden zum Großteil staatlich subventioniert, entweder durch zweckgebundene Zuwendungen der Ministerien und Kommunen oder durch Mittel aus den allgemeinen Fördertöpfen. Denn seit 1991 sind nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz auch die Sportjugendverbände und die Jugendabteilungen von Sportvereinen als freie Träger der Jugendhilfe anerkannt, da der Sport im Gesetzestext ausdrücklich als förderungswürdige Methode der Jugendsozialarbeit genannt wird (Seibel, 2004; Michels, 2007). Dem korporatistischen Modell des deutschen Sozialwesens entsprechend können sie seitdem staatliche Mittel für ihre eigenständig durchgeführten Maßnahmen der Sportsozialarbeit abrufen.

Mit dieser offiziellen Anerkennung des Sports als Instrument der öffentlich geförderten Sozialarbeit – für die sich die Sportverbände zuvor eingesetzt hatten – ist die Zahl der entsprechenden Maßnahmen stark gestiegen. In der letzten

flächendeckenden Untersuchung zu diesem Thema wurden im Jahr 2002 über 900 soziale Initiativen im Bereich des vereinsorganisierten Jugendsports registriert (Breuer, 2002, 2003), obwohl sehr wahrscheinlich nicht einmal alle Maßnahmen erfasst werden konnten. Die meisten dieser Sozialprojekte lagen thematisch in den Bereichen Gewaltprävention, Bildung, interkulturelle Arbeit, Emanzipation von Mädchen und Frauen, Streetwork, Suchtprävention, Resozialisation, Arbeitslosigkeit und europäische Integration (ebd.). Es ist allerdings nicht wirklich nachzuvollziehen, wie viele der von den Trägerorganisationen damit gelabelten Maßnahmen tatsächlich als Jugendsozialarbeit im engeren Sinne einer pädagogisch-konzeptionell anspruchsvollen Bearbeitung konkreter gesellschaftlicher Probleme einzuordnen sind, und wie viele eher der allgemeinen Jugendarbeit zuzurechnen wären, da sie keinen spezifischen Problemansatz und keine dezidierte Zielgruppenorientierung haben (zur Unterscheidung allgemein Kreft & Mielenz, 2008). Auch hier gibt es fließende Übergänge, aufgrund derer nicht in jedem Fall zwingend festgelegt werden kann, ob ein bestimmtes Projekt den Charakter von Sozialarbeit hat.

Im Übrigen werden unter der Sozialen Offensive des Sports zuweilen auch die inzwischen recht erfolgreichen Bemühungen der Sportvereine und -verbände verstanden, unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppen wie Frauen und Mädchen, Senioren, Migranten oder Personen aus der Unterschicht als normale Vereinsmitglieder zu gewinnen, die sich an den regulären Sportgruppen und Mannschaften beteiligen.

Die Ursachen für die im Wesentlichen von den Sportverbänden selbst vorangetriebene Ausweitung ihrer Tätigkeit auf den Bereich der Jugend- und Sozialarbeit sind vielschichtig. Sie sind nur vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund der späten 1960er und 1970er Jahre zu verstehen. Der damals vor allem von den Neuen Sozialen Bewegungen (Frauenbewegung, Friedensbewegung, Studentenbewegung etc.) ausgehende Zeitgeist hatte auch den Sport erreicht. Dem allgemeinen gesellschaftlichen Klima entsprechend fanden Forderungen nach Demokratisierung, nach dem Abbau von Diskriminierungen, nach Solidarität und Gerechtigkeit Anfang der 1970er Jahre auch im Sportsystem der Bundesrepublik zunehmend Unterstützung. Dabei stand die seinerzeit meinungsführende Neue Linken dem Sport keineswegs positiv gegenüber. Vielmehr lehnten ihre Vertreter das Leistungs- und Konkurrenzideologie des Sports mehrheitlich ab (kritisch Krockow, 1974). Außerdem misstrauten sie dem Sport und verachteten ihn, weil er sich in der Zeit des Nationalsozialismus allzu leicht für die Propaganda der Nazis hatte missbrauchen lassen. Gerade die Kritik am klassischen, wettkampforientierten Sportverständnis von außen trug jedoch dazu bei, dass die Idee der Sozialen Offensive im Sportsystem mehrheitsfähig wurde.

Wegen der Weltwirtschaftskrise nach 1974, der aus ihr resultierenden angespannten Haushaltslage und dem allgemein wachsenden gesellschaftlichen Problemdruck standen die Sportverbände außerdem unter einem zunehmenden Druck, ihre staatliche Subventionierung durch finanzielle Zuschüsse und die

Bereitstellung der öffentlichen Sportinfrastruktur zu legitimieren. Rein sportliche Aktivitäten, bis dahin vor allem von männlichen Jugendlichen und jungen Männern aus der Mittel- und Oberschicht betrieben, schienen nicht mehr ausreichend zu sein, um den gestiegenen gesellschaftlichen und politischen Erwartungen an den Sport zu entsprechen. Im Übrigen sah man bei den bis dato in den Sportvereinen unterrepräsentierten Bevölkerungsgruppen wohl auch einfach ein großes Wachstumspotenzial, welches im demografischen Kernsegment des Sports, also bei Jungen und jungen Männern, schon gut ausgeschöpft wurde.

Im Fall der Deutschen Sportjugend kam ein weiterer Grund hinzu: Der Sport war im geteilten Deutschland zu einer Waffe im Kalten Krieg zwischen den Machtblöcken in Ost und West und den beiden deutschen Staaten geworden. Vor allem die international fast nur von ihren sozialistischen ‚Bruderländern‘ als souveräner Staat anerkannte DDR setzte den Sport gezielt und mit äußerst hohem Aufwand ein, um weltweit ihre Bekanntheit und Akzeptanz zu fördern (Teichler, 2010). Die Bundesrepublik und ihre Sportverbände reagierten darauf Anfang der 1970er Jahre mit einer Reorganisation des Hochleistungssports, mit der die Konkurrenzfähigkeit gegenüber der DDR gesichert werden sollte. Im Rahmen dieser Umstrukturierungen verlor die *Deutsche Sportjugend* ihre bis dahin bestehenden Aufgaben im Jugendleistungssport. Der Verbandsapparat war deshalb offen für neue Aufgaben und Leitbilder – und fand diese im sozialen Bereich (Nippe, 2000).

Integration durch Sport

Wie in Frankreich gehören Jugendliche und andere Personen mit Migrationshintergrund auch in Deutschland schon seit den Anfängen der Sportsozialarbeit zu deren wichtigsten Zielgruppen. Die dabei im Laufe der Zeit verfolgten Ansätze und Ziele waren dem Wandel der bundesdeutschen Migrationspolitik unterworfen. Während der Anwerbung von Gastarbeitern auf Grundlage zwischenstaatlicher Abkommen mit mehreren Mittelmeerländern im Zeitraum von 1955 bis 1973 entsprachen sie vielfach dem Rotationsprinzip, mit dem seinerzeit eine dauerhafte Ansiedlung der für Tätigkeiten in der Industrie nach Deutschland geholten Migranten verhindert werden sollte, indem diese nach wenigen Monaten in ihr Herkunftsland zurückgebracht und nötigenfalls durch andere ausländische Zeitarbeiter ersetzt wurden. Zur psychosozialen Betreuung der Gastarbeiter (von denen die große Mehrheit tatsächlich nur kurz in Deutschland blieb) gehörten vielerorts auch sportliche Aktivitäten, die – zum Teil mit Unterstützung der Sportverbände – von den beteiligten Betrieben, den Wohlfahrtsverbänden, den Gewerkschaften und Kirchen sowie den Konsulaten der Anwerbeländer organisiert wurden. Mit diesen Sportangeboten, die vor allem Fußball, Volleyball und Tischtennis beinhalteten, wurden wie in anderen Lebensbereichen gezielt Parallelstrukturen geschaffen, in denen die Gastarbeiter unter sich blieben. Denn eine Integration in die eigentlichen gesellschaftlichen Strukturen der Bundesrepublik – also z.B. der Beitritt in einen Sportverein – war für die

Gastarbeiter angesichts ihrer kurzen Aufenthaltsperspektive und ihrer meist geringen Sprach- und Landeskennnisse keine realistische Option. Aus den so entstandenen Sportgruppen und Mannschaften des Gastarbeitersports gingen schließlich – als eine der viel zitierten „nicht intendierten Folgen“ (z.B. Bade, 2005, S. 218) der Gastarbeiteranwerbung – die ersten ethnischen Sportvereine der Bundesrepublik hervor (Stahl, 2011).

Obwohl schon in den 1970er Jahren (auch im Sport) erste Bemühungen zur gesamtgesellschaftlichen Integration der ehemaligen Gastarbeiter unternommen wurden, hielt man selbst, als längst offenkundig war, dass ein (vergleichsweise kleiner) Teil der im Zuge der Gastarbeiteranwerbung ins Land gekommenen Migranten dauerhaft in Deutschland ansässig geworden war und dass weitere Zuwanderungsbewegungen unumgänglich sein würden, vor allem im bürgerlich-konservativen Lager noch bis in die 1990er Jahre hinein an der ideologischen Maxime fest, Deutschland sei kein Zuwanderungsland. Mit diesem in der politischen Rhetorik seinerzeit fest etablierten Leitsatz wurde behauptet, ein Großteil der im Land lebenden Migranten werde die Bundesrepublik irgendwann wieder verlassen und Deutschland brauche aus sozioökonomischen und kulturellen Gründen keine weitere Zuwanderung. Diese Doktrin war nicht zuletzt deshalb wirklichkeitsfremd, weil der Zuzug einer anderen Gruppe von Migranten weitgehend unumstritten war und gerade von den Mitte-rechts-Parteien, die sich einer Anerkennung der Zuwanderungsrealität mehrheitlich verweigerten, politisch unterstützt wurde. Deutschstämmige Aussiedler aus den Staaten Ost- und Ostmitteleuropas werden nämlich von jeher durch das im Grundgesetz verankerte Abstammungsprinzip rechtsverbindlich als Deutsche anerkannt und haben ein Anrecht auf die (bundes-)deutsche Staatsangehörigkeit. Die dadurch ermöglichte privilegierte Zuwanderung von inzwischen über fünf Millionen Aussiedlern wurde von Anfang an durch eine aktive Integrationspolitik der zuständigen Bundes- und Landesministerien begleitet, zu der bis heute auch eine relativ intensive Betreuung durch Sozialarbeit gehört.

Um dabei auch den Sport zu nutzen, wurde im Jahr 1989 das vom Bundesinnenministerium finanzierte Programm „Sport für alle – Sport mit Aussiedlern“ eingerichtet (Rummelt, 1996). Der damalige DSB übernahm mit seinen Mitgliedsverbänden auf Landesebene die Durchführung und erschloss sich damit einen weiteren Aufgabenbereich, in dem er auf Grundlage staatlicher Beauftragung tätig werden konnte. Auch in der Weiterentwicklung des Programms, das seitdem zielgruppenorientierte Sportgruppen, Bildungsmaßnahmen und Öffentlichkeitsveranstaltungen durchführt (Baur, 2009), spiegelt sich die Zuwanderungsgeschichte der Bundesrepublik wider. Denn im Jahr 2001 wurde es für alle Migranten (und nominell auch für sozial benachteiligte Deutsche) geöffnet. Damit vollzog sich im Sport der gleiche Paradigmenwechsel wie auf der politischen Ebene, wo von der rot-grünen Bundesregierung zeitgleich das erste explizit als solches ausgewiesene Zuwanderungsgesetz der Bundesrepublik auf den Weg gebracht wurde, um auch die Zuwanderung von Migranten ohne

deutsche Abstammung offiziell anzuerkennen und die Integrationsbemühungen zu intensivieren. Die Zielgruppenerweiterung war mit einer Umbenennung des Bundesprogramms verbunden, das seitdem unter dem Titel „Integration durch Sport“ firmiert und mit fünfstelliger Teilnehmerzahl (Baur, 2009) sowie einem Jahresbudget in Millionenhöhe zu den größten Programmen für Sportsozialarbeit in der Bundesrepublik gehört (14).

Professionelle Sozialarbeit

Die professionelle Sozialarbeit, die in Deutschland sowohl von staatlichen, insbesondere kommunalen Stellen, als auch von privaten, aber überwiegend öffentlich finanzierten Organisationen getragen wird, stand dem Sport lange Zeit desinteressiert bis ablehnend gegenüber. Wie in Frankreich waren auch in Deutschland die meisten Sozialarbeiter aufgrund ihrer emanzipatorischen Grundhaltung gegenüber dem Leistungs- und Wettkampfprinzip des Sports und seinen tendenziell autoritären Sozialstrukturen kritisch eingestellt (Michels, 2007). In der Fachliteratur und der Ausbildung von Sozialarbeitern wurde der Sport lange Zeit weitestgehend ignoriert. In vielen wichtigen Standardwerken der Sozialarbeitswissenschaft wurde er schlichtweg gar nicht erwähnt. Zugleich kollidierte der Anspruch der überwiegend ehrenamtlich geführten Sportvereine und -verbände, Jugendarbeit und sogar Jugendsozialarbeit zu leisten, mit dem professionellen Selbstverständnis akademisch ausgebildeter Sozialpädagogen.

Dies hat sich (erst) in den 1990er Jahren deutlich geändert. Seitdem gewinnt der Sport als Medium der Sozialarbeit immer mehr an Akzeptanz. Er wird in unterschiedlichen organisatorischen Kontexten, wie zum Beispiel in kommunalen Jugendzentren oder im Rahmen der aufsuchenden Jugendsozialarbeit, ganz selbstverständlich eingesetzt. Vor allem seine große Popularität unter männlichen Kindern und Jugendlichen aus marginalisierten Milieus wird gern genutzt, um diese für Maßnahmen der Sozialarbeit zu mobilisieren.

Inzwischen gibt es in mehreren deutschen Großstädten sogar spezialisierte Anbieter für Sportsozialarbeit, nämlich kleine Trägerorganisationen, die sich voll auf die Durchführung von Maßnahmen der Sportsozialarbeit konzentrieren und entsprechende Kompetenzen besitzen. Auch die Sportverbände und -vereine sind, trotz ihres überwiegend ehrenamtlichen Personals, dazu übergegangen, vermehrt professionelle Sozialarbeiter für ihre Sozialprojekte anzustellen. Sie sind dadurch zu einem kleinen, aber durchaus relevanten Arbeitsmarktsegment für Sozialarbeiter geworden. Die frühere Kluft zwischen den Sportorganisationen auf der einen Seite und der professionellen Sozialarbeit auf der anderen Seite ist dadurch zumindest kleiner geworden.

14 Daneben gibt es eine ganze Reihe weiterer Großprogramme für migrationsbezogene Sportsozialarbeit, wie zum Beispiel ein Projekt des Deutschen Fußball-Bunds im Bereich Mädchenfußball (Gebken, Vosgerau, 2011) oder das sp.in-Projekt des Landessportbunds Nordrhein-Westfalen (Braun, Finke, 2011).

Auch in der akademischen Ausbildung von Sozialarbeitern wird der Sport inzwischen berücksichtigt. Mehrere Hochschulen haben Studienschwerpunkte oder zertifizierte Lehrveranstaltungen eingerichtet, um (angehende) Sozialarbeiter durch die Vermittlung von sportpädagogischen und sportsoziologischen Kenntnissen und Erfahrungen speziell für Tätigkeiten in der Sportsozialarbeit auszubilden (vgl. Seibel, 2007).

3. Fazit

Im Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich überwiegen die Gemeinsamkeiten. In beiden Ländern hat sich der Sport erst in den letzten Jahrzehnten als Instrument der Sozialarbeit etabliert und dabei seine wichtigsten Einsatzfelder in der Integrationsarbeit bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund und der Stadtteilarbeit in „sozialen Brennpunkten“ gefunden. In beiden Ländern sind neuartige, unter pädagogischen Prämissen an die jeweilige Zielgruppe angepasste Modi der Sportbeteiligung entstanden, aus denen neue Kompetenzfelder und Qualifikationsformen hervorgegangen sind.

Und schließlich: In beiden Ländern liegen bislang bedauerlicherweise nur wenige Evaluationsuntersuchungen zum realen Nutzen des Sports für die Sozialarbeit vor (als Ausnahme Falcoz & Koebel, 2005; Baur, 2009; Braun & Finke, 2011). Verwunderlich ist dies gleichwohl nicht, da die (noch längst nicht abgeschlossene) Herausbildung der Sportsozialarbeit als eigenständiges Handlungs- und Berufsfeld hier wie dort nicht zuletzt mit Legitimationsproblemen der daran beteiligten professionellen und ehrenamtlichen Akteure aus unterschiedlichen Organisationen in Sport, Sozialwesen, Verwaltung und Politik zusammenhängt. Deren Absichten sind freilich nicht nur auf die jeweilige Zielgruppe gerichtet, sondern resultieren auch aus Eigeninteressen, die bei oberflächlicher Betrachtung nicht unbedingt zu erkennen sind, in diesem Beitrag aber hoffentlich deutlich gemacht wurden: Die Sportsozialarbeit dient ihren Akteuren eben auch zur eigenen Rechtfertigung (für Subventionen, Personalstellen, politische Entscheidungen, Parlamentsmandate...). Sie bietet sich dafür geradezu an, weil die – fraglos vorhandene – Integrationskraft des Sports in Öffentlichkeit, Verbandswesen und (Sport-)Politik meist sehr unreflektiert diskutiert und sowohl in Frankreich (Gasparini, 2008; Koebel, 2008) als auch in Deutschland oft mit übertriebenen Erwartungen verknüpft wird.

Es lassen sich aber auch signifikante Unterschiede zwischen beiden Ländern aufzeigen, wengleich die föderale Struktur der Bundesrepublik diese Gegenüberstellung erschwert, weil es zwischen den einzelnen Bundesländern deutliche Binnendifferenzen gibt. In Frankreich waren es anfangs vor allem Strukturen der Jugendpflege und der Sozialarbeit, die Konzepte der Sportsozialarbeit implementiert haben, während der organisierte Sport der Entwicklung lange Zeit kritisch gegenüberstand. Noch heute sind dort kommunale und nicht sportliche Einrichtungen die wichtigsten Träger des sozialpädagogisch angeleiteten Sports. Erst später, Ende der 1990er Jahre, hat die traditionelle französische

Sportbewegung diese besondere Funktion des Sportes entdeckt⁽¹⁵⁾ und eingesetzt, teilweise aus Opportunismus (angelockt von den Zuschüssen eines staatlichen Programms), teilweise weil die Übungsleiter und ihre Organisationen nicht wussten, wie sie gegenüber der zunehmenden Gewalt auf den Fußballplätzen reagieren sollten. Als die französische Mannschaft 1998 die Fußball-Weltmeisterschaft (und zwei Jahre später die Fußball-Europameisterschaft) gewonnen hatte, wurde viel vom „französischen Integrationsmodell“ geschrieben und geredet. Politiker, mit der Komplizenschaft der Medien, haben die damalige „Black, Blanc, Beur“-Mannschaft als Integrationsmodell hingestellt⁽¹⁶⁾, obwohl andere Stimmen vergeblich versucht haben, andere Interpretation zu vermitteln: Die Mannschaft wäre bunt, weil dies das Resultat einer sportliche Selektion sei, und nichts mehr; keine besondere Bemühung um multikulturelle Integration stecke dahinter, keine Integrationspolitik. Die Verherrlichung der Integration war nur ein Strohfeuer: Einige Jahre später, als die Mannschaft miserabel gescheitert hat, hat man dann, so schnell wie zuvor, vom Scheitern des französische Integrationsmodell gesprochen.

Seit Mitte der 1980er Jahre wurde die rechtsextreme Partei Front National in Frankreich immer stärker, und eins ihrer bevorzugten ideologischen Themen war das (angebliche) Problem der Ausländer und der Bewahrung der nationalen Identität. Die Vertreter dieser Partei kritisierten immer mehr die zu bunte Nationalmannschaft, besonders wenn Mitglieder mit Migrationshintergrund nicht die Nationalhymne mitsangen. Andere Parteien griffen solche Themen aber auch als Wahlstrategie (aber auch nicht selten aus Überzeugung) auf. Während der Präsidentenwahl 2012 war auch die Wahlkampagne der bürgerlich-konservativen „UMP“ (zumindest teilweise) stark rechtsgerichtet. Diese Themen waren auch in den Sportverbänden zu hören, besonders in der Debatte um ethnischen Fußballvereine⁽¹⁷⁾, die verdächtigt wurden, Kommunitarismus zu erzeugen (Gasparini, 2007). Es wurde sogar diskutiert, ob solche Vereine völlig verboten werden könnten. Es ist interessant zu sehen, dass solche Vereine schon lange in Frankreich existieren, aber nur die Vereine besonders kritisiert wurden, die von den Vertretern der jüngsten Zuwanderungsbewegungen gebildet wurden (je nach Epoche waren es zunächst italienische und spanische Vereine, dann portugiesische und zuletzt maghrebische sowie türkische Vereine, die besonders kritisiert wurden – teilweise auch wegen einer religiös begründeten – oder imaginären – Distanz zu der genauso imaginären „französischer Identität“).

15 Die Führungspersonen der französischen Sportbewegung behaupten jetzt vielfach, sie hätten schon immer Prävention und Integration betrieben, und zwar lange vor allen anderen...

16 Ein Mitarbeiter des damaligen (sozialistischen) Innenministers hat sogar behauptet: „Zidane hat durch seine Dribblings und Hüftschwünge mehr bewegt als zehn oder fünfzehn Jahren Integrationspolitik“ (Gasparini, 2008; Übersetzung der Autoren).

17 In Frankreich ist eher von „Community-Vereinen“ („clubs communautaires“) die Rede (Weiss, 2012).

Die Debatten kreisten um die Frage: Sind diese Vereine ein Integrationsmöglichkeit für Migranten, oder schließen diese sich in ihrer ausländischen Kultur ab, mit dem Risiko des Kommunitarismus?

In Deutschland hingegen spielen die Sportverbände und vor allem die Sportjugendverbände eine wichtigere Rolle. Im korporatistischen Strukturgefüge der Bundesrepublik ist es ihnen (ähnlich wie etwa im Bereich der Gesundheitsvorsorge durch Bewegung) gelungen, das Feld der Sportsozialarbeit weitgehend zu besetzen und in großem Umfang öffentliche Ressourcen an sich zu ziehen. Dies geschah zwar vor dem Hintergrund steigender gesellschaftlicher Erwartungen an den staatlich subventionierten Vereinssport, doch im Wesentlichen aus eigenem Antrieb und in ihrem eigenen Interesse. Dabei haben sie sich gezielt und erfolgreich darum bemüht, rechtlich als förderungswürdige freie Träger der Jugendarbeit anerkannt zu werden. Gleichzeitig sind sie – anders als die Sportverbände in Frankreich – keinen direkten Vorgaben des Zentralstaats zu den formalen Qualifikationen des eingesetzten Personals unterworfen. Aus dieser größeren Unabhängigkeit der deutschen Sportverbände vom Staat resultiert wiederum ein gewisser Rückstand bei der Professionalisierung der Sportsozialarbeit. Während sich das Berufsbild des Sportsozialarbeiters in Frankreich zumindest ansatzweise als eigenständige Profession mit offiziellen Qualifikationen etabliert hat, ist Deutschland davon noch deutlich weiter entfernt, da die bislang eingerichteten Ausbildungsmöglichkeiten weniger Allokationskraft auf dem Arbeitsmarkt haben.

Literatur

- Klaus J. BADE, „Nachholende Integrationspolitik“, *Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik*, 25, 7 (2005), S. 217-222.
- Jürgen BAUR (Hg.), *Evaluation des Programms „Integration durch Sport“*, Bd. 1 und 2, Potsdam, Universität Potsdam, 2009.
- Stéphane BEAUD, *Traîtres à la nation? Un autre regard sur la grève des Bleus en Afrique du Sud*, Paris, La Découverte, 2011.
- Sebastian BRAUN, Sebastian FINKE, „Das Modellprojekt ‚spin – sport interkulturell?‘: Zugangswege für Mädchen und Frauen mit Zuwanderungsgeschichte in Sportvereine“, in: Sebastian BRAUN, Tina NOBIS (Hg.), *Migration, Integration und Sport*, Wiesbaden, VS, 2011, S. 137-158.
- Christoph BREUER, *Das System der Sozialen Arbeit im organisierten Sport*, Köln, Sport und Buch Strauß, 2002.
- Christoph BREUER, „Soziale Initiativen im Jugendsport“, in: Werner SCHMIDT, Ilse HARTMANN-TEWS, Wolf-Dietrich BRETTSCHEIDER (Hg.), *Erster deutscher Kinder- und Jugendsportbericht*, Schorndorf, Hofmann, 2003, S. 381-397.
- Jean-Marie BROHM, *Sociologie politique du sport*, Paris, Delarge, 1976.
- Malek BOUHAOUALA, Noëlle MONIN, „Les conditions d’émergence d’un nouveau métier du sport: l’animateur sociosportif“, in: Marc FALCOZ, Michel KOEBEL, *Intégration par le sport: représentations et réalités*, Paris, L’Harmattan (coll. Logiques sociales), 2005, S. 153-169.

- Emile DURKHEIM, *De la division du travail social* (1893), Paris, Presses Universitaires de France, 1967.
- Stefan ECKL, Jörg WETTERICH, *Sportförderung und Sportpolitik in der Kommune*, Berlin, LIT Verlag, 2007.
- Marc FALCOZ, Michel KOEBEL, *Intégration par le sport : représentations et réalités*, Paris, L'Harmattan (coll. Logiques sociales), 2005.
- William GASPARINI, „Les contradictions de l'intégration par le sport“, in: Marc FALCOZ, Michel KOEBEL, *Intégration par le sport : représentations et réalités*, Paris, L'Harmattan (coll. Logiques sociales), 2005, S. 243-260.
- William GASPARINI, „Le sport, entre communauté et communautarisme“, *Diversité (Ville École Intégration)*, 150 (2007), S. 77-83.
- William GASPARINI, „L'intégration par le sport. Genèse politique d'une croyance collective“, *Sociétés contemporaines*, 69 (2008), S. 7-23.
- William GASPARINI, „Les champions des cités: parcours migratoires et effet de quartier“, *Hommes et Migrations*, 1285, 2010, S. 108-124.
- Ulf GEBKEN, Julika VOSGERAU, „Und sie wollen kicken! Soziale Integration durch Mädchenfußball“, in: Sebastian BRAUN, Tina NOBIS (Hg.), *Migration, Integration und Sport*, 2011, S. 183-198.
- Petra GIESS-STÜBER, Diethelm BLECKING (Hg.), *Sport – Integration – Europe. Widening Horizons in Intercultural Education*, Baltmannsweiler, Schneider, 2008.
- Bernd HECKMAIR, Werner MICHL (Hg.), *Erleben und Lernen – Einführung in die Erlebnispädagogik*. München/Basel, 2004.
- INSEE, *Nomenclature des professions et catégories socioprofessionnelles*, 1994 (2. Aufl.).
- ITHAQUE (Hg.), *L'animation socioculturelle*. Prospective Formation Emploi (contrat d'études prospectives sur l'emploi et la formation dans l'animation socioculturelle), Paris, La Documentation Française, 2000.
- Michel KOEBEL, „Le secteur de l'animation socioculturelle“, in: Jean CAMY, Nathalie LE ROUX (Hg.), *L'emploi sportif en France: situation et tendances d'évolution*, Paris, AFRAPS – RUNOPES, 2002, S. 361-374.
- Michel KOEBEL, „Intégration par le sport: une idéologie tenace“, *Terra cognita*, 12 (2008), S. 54-57.
- Michel KOEBEL, „Les compétences requises dans les métiers de l'animation sociosportive“, *Les Cahiers de l'éducation par le sport (Sport, formations, métiers, emplois)*, 5 (janvier), 2010, S. 14-15.
- Dieter KREFT, „Sport im Rechtsrahmen der Kinder- und Jugendhilfe“, *Zentralblatt für Jugendrecht*, 88. Jahrgang, Nr. 9/2001, S. 327-334.
- Dieter KREFT, Ingrid MIELENZ (Hg.), *Wörterbuch Soziale Arbeit*, Weinheim/München, Juveta, 2008 (6. Aufl.).
- Christian VON KROCKOW, *Sport – Eine Soziologie und Philosophie des Leitungsprinzips*, Hamburg, Hoffman und Campe, 1974.
- Franck LEPAGE, *Le travail de la culture dans la transformation sociale. Une offre publique de réflexion du ministère de la jeunesse et des sports sur l'avenir de l'éducation populaire*, Paris, Ministère de la jeunesse et des sports, 2001. Document de travail téléchargé le 24 juin 2012 sur le site <http://www.ladocumentationfrancaise.fr/rapports-publics/>
- Harald MICHELS, „Hauptsache Sport“, *Sozial Extra*, 9/10 (2007), S.13-16.
- Manfred NIPPE, „Die ‚Soziale Offensive des Sports‘ fing in der Sportjugend an“, in: Deutsche Sportjugend (Hg.), *50 Jahre Deutsche Sportjugend – In einem Jugendberghaus fing es an*, Frankfurt/Main, Hofmann, 2000.

- OPEN SOCIETY JUSTICE INITIATIVE, *Police et minorités visibles: les contrôles d'identité à Paris*, New-York, Open Society Justice Initiative, 2009.
- Günther REBEL, „Bewegung und Tanz“, in: Bernward HOFFMANN e.a. (Hg.), *Gestaltungspädagogik in der sozialen Arbeit*, Paderborn, Schöningh, 2004, S. 129-142.
- Peter RUMMELT, „Aussiedler-Integration durch Sport zwischen Anspruch und Widerspruch“, in: Achim CONZELMANN, Hartmut GABLER, Wolfgang SCHLICHT (Hg.), *Soziale Interaktionen und Gruppen im Sport*, Köln, bps, 1996, S. 101-111.
- Bernd SEIBEL, „Sportbezogene Kinder- und Jugendarbeit als Aufgabenfeld der Sozialen Arbeit“, in: Petra GIESS-STÜBER, Wilhelm SCHWENDEMANN, Bernd SEIBEL (Hg.), *Sport und Soziale Arbeit*, Berlin, LIT, 2007, S. 9-33.
- Silvester STAHL, *Selbstorganisation von Migranten im deutschen Vereinssport*, Potsdam, Universitätsverlag, 2011.
- Hans Joachim TEICHLER, „Sport und Sportpolitik in der DDR“, in: Michael KRÜGER, Hans LANGENFELD (Hg.), *Handbuch Sportgeschichte*, Schorndorf, Hofmann, 2010, S. 227-238.
- Pierre WEISS, *La fabrication du regroupement sportif „communautaire“. Enquête sociologique sur les clubs de football „turcs“ en France et en Allemagne*, thèse de doctorat (Dir. W. GASPARINI), Université de Strasbourg, 2012.

Résumé

Cet article est une analyse comparée France/Allemagne qui montre que deux contextes socio-économiques similaires (crise économique et crise des « banlieues ») vont conduire des acteurs locaux dans les deux pays à utiliser le sport comme moyen d'intégration de publics en difficulté sociale, mais que ces acteurs sont fort différents : du côté français, le terreau du développement des activités sociosportives se situe paradoxalement dans le secteur de l'animation socio-culturelle et de la prévention, dont les acteurs étaient idéologiquement farouchement opposés au monde du sport et à ses valeurs traditionnelles ; du côté allemand, ce sont les acteurs sportifs établis qui vont s'ouvrir à des publics en difficulté, autant pour se fabriquer localement une nouvelle légitimité (pour justifier les fonds publics qu'ils perçoivent) que pour grossir leurs rangs.

Zusammenfassung

Dieser Artikel leistet eine vergleichende Analyse zwischen Frankreich und Deutschland, die zeigt, dass zwei ähnliche sozioökonomische Kontexte (Wirtschaftskrise und Krise der „sozialen Brennpunkte“) die lokalen Akteure in beiden Ländern dazu gebracht haben, den Sport als Mittel zur Integration gesellschaftlich Benachteiligter einzusetzen, dass diese Akteure aber sehr unterschiedlich sind: Auf der französischen Seite ist der Ausgangspunkt für die Entwicklung von Sportsozialarbeit paradoxerweise im Bereich der soziokulturellen Betreuung und der Prävention zu finden, deren Akteure aus ideologischen Gründen stark gegen die traditionellen Werte der Sportwelt eingestellt waren, während auf der deutschen Seite die etablierten Sportakteure sich für sozial benachteiligte Menschen

geöffnet haben, nicht zuletzt um sich eine neue Legitimität zu geben (und so die Subventionen, die sie erhalten, zu rechtfertigen) sowie um die Zahl ihrer Mitglieder zu erhöhen.

Abstract

This article provides a comparison between France and Germany, which shows, that two similar socioeconomic contexts (economic crisis and crisis of deprived areas) made local actors in both countries use sport as a tool for the integration of socially disadvantaged persons, and that these actors are different though: in France the development of sport related social work paradoxically originated from the socio-cultural and prevention sector, who's actors had been opposing the traditional values of sport for ideological reasons, whereas in Germany the established actors of sport opened up for socially disadvantaged persons, not least in order to gain legitimacy themselves (and their subsidies) and to increase the number of members.